

Jürgen Teipel Unsere unbekannte Familie

Wahre
Geschichten
von Tieren
und
Menschen

Suhrkamp



Jürgen Teipel
**Unsere unbekannte
Familie**

Wahre Geschichten
von Tieren und Menschen

Suhrkamp

Erste Auflage 2018
suhrkamp taschenbuch 4860
Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2018

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teile des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagfoto: Annie Marie Musselman,
aus: Annie Marie Musselman, Finding Trust,
Kehrer, Heidelberg 2013, S. 85

Umschlaggestaltung: hissmann, heilmann, hamburg
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46860-9

Die Amsel auf der Hand

Erzählt von Erika Orth, München

Es war im Spätsommer. Ich kam gerade vom Einkaufen heim: Da sah ich bei uns im Hof ein paar Kinder, die waren ganz aufgeregt.

Und ich sag: »Was ist los mit euch?«

»Ach, wir haben da einen kleinen Vogel.«

Sag ich: »Dennehm ich mit.« Ich wusste ja nicht, was sie mit ihm gemacht hätten. Weiß man ja nicht – wenn fünf oder sechs Kinder beieinander sind ...

Dann war das eine junge Amsel. Ganz winzig. Ich schätze, dass sie höchstens vierzehn Tage alt war. Ich nahm sie also mit rauf – ich wohne im dritten Stock –, stellte in der Küche einen Korb mit Henkel auf die Anrichte und legte innen Zeitungen rein. Und dort saß sie dann immer, und ich fütterte sie. Meistens mit kleinen Breikügelchen aus Hackfleisch, Milch, Brot und ein bisschen Eidotter; was eben so da war. Das kam auf ein umgedrehtes Streichholz ... Bei so kleinen Vögeln kann man ja nur hoffen, dass es das Richtige ist. Man weiß nie, ob sie durchkommen. Aber die Amsel war anscheinend gesund und gewöhnte sich auch schnell an das Leben in der Wohnung. Nach ein paar Tagen saß sie schon jeden Abend beim Fernsehen bei mir auf der Schulter oder schlüpfte unter den Kragen von meiner Bluse und schlief dort ein. Total süß.

Später – ich war damals noch nicht in Rente –, da war sie schon größer, nahm ich sie immer in einer Schuhschachtel

mit in die Arbeit. Mittags ging ich mit ihr raus und setzte sie auf einen Felsen, damit sie das Fliegen lernt. Jedes Mal ein bisschen höher. Auch daheim. Wir übten eine ganze Zeit lang. Und sie lernte schön langsam. Vom Korb raus, auf die Anrichte, runter auf den Boden ... Nach einer Zeit flog sie nur noch zum Fressen rauf. Sonst marschierte sie die ganze Wohnung ab. Damals hatte ich noch einen Siamkater und einen Boxer. Mit denen war sie ständig unterwegs. Die drei waren immer beieinander.

Nach einem guten halben Jahr war sie so langsam ausgewachsen. Ich ließ sie immer öfter auf den Balkon, fütterte sie auch draußen und sagte ihr: »Wenn du so weit bist, dass du von selber fliegen kannst, möchte ich dich fliegen lassen«; weil, es ist nicht gut, wenn man einen solchen Wildvogel in der Wohnung behält.

Sie flog dann manchmal auf die Balkonbrüstung, kam aber meistens gleich wieder mit rein. Auf einmal war sie weg. Ich kam fast um vor Angst, weil ich dachte: »Mein Gott, was wird aus ihr werden?« Wenn man so ein Tier längere Zeit hat, wächst es einem ja ans Herz.

Sie kam noch zwei, drei Mal zurück. Aber danach hatte sie wahrscheinlich Wichtigeres zu tun. Ich schätze, dass sie Junge hatte; es war ja ein Weibchen. Nur für mich selber war's eine schwierige Zeit. Wenn ich auf dem Balkon stand und eine Amsel sah, streckte ich die Hand aus – denn das war immer unser Zeichen gewesen – und rief: »Schatzi!«

Nach zwei Jahren rief ich immer noch. Bis ich eines Tages – das war wieder im Spätsommer – auf dem Hausdach schräg gegenüber eine Amsel sah. »Schatzi, komm-komm!« Und auf einmal hebt die da drüben ab und fliegt direkt auf meine Hand! Ich hab geheult. Sie kam auch gleich mit in

die Wohnung. Es war, als ob sie nie weg gewesen wäre. Ich suchte den alten Korb raus und stellte ihn wieder auf die Anrichte. Da ruhte sie sich erst mal aus. Abends sag ich zu meinem Mann: »Wenn mir jemand ein Diamantencollier schenken tät, im Tausch für diesen Moment: Das könnt er behalten.«

Nachts war dann immer die Balkontür offen, auch wenn's kalt war. Weil, ich konnte ja nicht wissen, ob's schon irgendwo Junge gab. Aber wenn ich in der Früh aufstand – das ging die ganzen nächsten Tage über so –, saß sie meistens mit dem Hund und dem Kater unter dem Tisch im Wohnzimmer. Das war die erste Stelle, wo die Sonne ein bisschen in die Wohnung hereinschien. Das war nur so ein viereckiger Fleck. Aber warm. Und dort saßen sie dann zu dritt. Genau wie früher.

Sie blieb noch vierzehn Tage da und flog dann weg. Aber immer, jahrelang, wenn ich auf unserem Garagenplatz die Amseln fütterte, war da eine bestimmte Amsel. Es ist ja so: Amselweibchen sehen alle gleich aus. Nur gab's da eine, die meistens sofort da war, wenn ich mit dem Futter um die Ecke bog. Und diese Amsel kam, bis sie schon ganz alt und grau war – Amselweibchen werden ja mit der Zeit immer grauer, daran konnte ich sie erkennen. Das ging Jahre, Jahre und Jahre. Sie flog nie mehr auf meinen Arm, aber sie hat mich immer angeschaut.

Die Rutschpartie

Erzählt von Roland Gockel, Berlin

In den Siebzigern, als Jugendlicher, hatte ich eine Art Traumvision: Ich entwickelte ein mir selber nicht erklärbares Interesse für Meeressäuger. Deswegen reiste ich später lange Jahre herum und kuckte, wo ich eine Begegnung – vor allem mit Walen – hervorrufen kann. Ich wollte das *unbedingt* machen und erleben.

Mit dreiundzwanzig – das war 1986 – lernte ich in der Südsee endlich einen Walforscher kennen, einen Australier, der versprach, mich einen Tag lang mitzunehmen. Dann kam allerdings ein Sturm auf, es klappte nicht, meine Abreise rückte näher – und am letztmöglichen Tag nahm er mich endlich mit. Es wurde der erste Tag, an dem er *keine* Wale sah! Zum Glück hatte er ein Hydrophon – das ist ein Unterwassermikrofon –, sodass ich die Wale wenigstens hören konnte. Wunderschöne Buckelwalgesänge.

Danach machte ich noch weitere Reisen. Nur war es immer wieder wie verhext. Eigentlich waren sie da, eigentlich hätte ich sie sehen müssen, aber es kam mir so vor: Je mehr ich die Begegnung erzwingen wollte, umso weniger fand sie statt. Irgendwann gab ich's auf und wollte nur noch die Reisen genießen. Und das war die magische Wende. Weil sie dann nämlich auftauchten. Das ist zumindest mein Eindruck. Im Laufe der nächsten Jahre ergaben sich viele Begegnungen. Zuerst bei einer Whale-Watching-Tour vor der Küste von San Francisco – die Amerikaner waren mit den

Australiern die Ersten, die solche speziellen Bootstouren machten –, dann unter Wasser bei den Azoren und schließlich einige Male einfach so, als Geschenk, ungeplant.

Mit sechsunddreißig machte ich eine Reise nach Patagonien. Ich hatte als Journalist eine besondere Genehmigung, in einem Naturschutzgebiet ins Wasser zu dürfen, und wollte Filmaufnahmen machen. Das war allerdings alles andere als einfach. Das Wasser ist planktonreich, die Sicht ist nicht gut. Hier und da ein paar Schemen ...

Wiederum am letzten Tag meiner Anwesenheit nahm ich noch mal bei einer Glattwalmutter mit Kalb einen Anlauf, aber glaubte schon gar nicht mehr so recht daran. Es war der letzte Versuch. Ich ging mit Neoprenanzug und Schnorchelausrüstung ins Wasser. Walmutter und Kalb waren etwa dreißig Meter entfernt und spielten gerade miteinander. Das Spiel ging so, dass das Kalb – knapp unter der Wasseroberfläche – auf die Mutter zuschwimmt, kuckt, dass es auf den Rücken kommt, und die Mutter geht dann aus dem Wasser hoch, wodurch ihr Rücken zur Wasserrutsche wird und das Kalb in Richtung Schwanzflosse runtergleitet.

Dieses Kalb – das etwa sieben Meter lang war – hatte daran offensichtlich großen Spaß. Aber auf einmal bewegte es sich von der Mutter weg, in meine Richtung, um zu kucken, was ich wohl für ein seltsames Wesen bin. Es war höchstens vier Monate alt und hatte wahrscheinlich noch nie einen Taucher gesehen. Ich versuchte natürlich, den Abstand zu halten und weiterhin nur zu beobachten. Das Kalb war sehr ungewöhnlich. Ganz weiß, mit schwarzen Punkten überall. Und es schwamm nun also in einem für einen Wal langsamen Tempo zu mir rüber – für mich als Mensch in einem

sehr schnellen Tempo – und positionierte sich erst mal so, dass ich mich auf einmal zwischen Mutter und Kind befand. Was mir sehr unangenehm war. Ich dachte im ersten Moment: »Oha! Das ist genau das, was man nicht tun soll!« Es gibt ein paar goldene Regeln für Tierfilmer; man soll zum Beispiel möglichst nie zwischen Tiermutter und Kind geraten, weil man dadurch beide in Stress bringt. Es ist einfach ne sensible Situation. Der Schutzinstinkt der Mütter ist groß. Und bei einer achtzehn Meter langen Glattwal-mutter kann das natürlich nach hinten losgehen.

Noch dazu wurde mir klar, dass das Walbaby mit mir das gleiche Spiel machen wollte wie vorher mit der Mutter. Es wollte irgendwie auf mich drauf und dann an mir runter-rutschen, merkte aber an meiner Reaktion – ich schwamm dann doch sehr aufgeregt weg –, »das passt hier von den Proportionen her alles nicht zusammen« und zog sich erst mal zurück.

Beim nächsten Mal schwamm es ganz vorsichtig und langsam heran. Es hatte sein Bewegungstempo und seine ganze Art, mit mir umzugehen, geändert. Und dadurch wurde ich ebenfalls vorsichtig und langsam. Wir kamen uns immer näher, verharrten lange unmittelbar nebeneinander, und nach kurzer Zeit traute ich mich, die Brust-flosse anzufassen. Das ließ es zu. Und währenddessen waren wir uns auch mit den Augen sehr nah. Im Wasser ist das Gefühl für Nähe interessanterweise ein anderes als am Land. Viele Tiere im Wasser kommen sich näher, als das an Land der Fall ist. Das hat womöglich damit zu tun, dass die meisten Tiere im Wasser keine Arme haben, mit denen sie tasten oder greifen könnten. Was sich offenbar auf den Intimsphärenbereich um sie herum auswirkt. Er ist kleiner.

Zwischen mir und dem Walbaby betrug er vielleicht noch dreißig Zentimeter.

Und das war dann total süß: Das Walbaby machte einige Male das Auge auf und zu, was auf mich, weil ich wegen seiner Größe natürlich nur ein Auge sehen konnte, wie ein Zwinkern wirkte. Schließlich tauchte es ab, und ich blieb an der Wasseroberfläche zurück. Und dann kam es wieder hoch! Direkt unter mir! Aber langsam. Und ich blieb. Und es hob mich ganz behutsam – auf seinem Rücken – aus dem Wasser. Ich lag mit einem Mordsherzklopfen auf diesem Rücken. Und am Ende ließ es mich abrutschen; drehte dieses Spiel aus eigenem Antrieb also völlig um. Ich fand das derart faszinierend! – dass dieses doch noch kleine Jungtier dieses Spiel, das es gerade noch mit der Mutter gespielt hatte, auf einmal mit einer völlig anderen, ihm völlig fremden Spezies wieder aufnahm.

Noch dazu war ich dadurch in einer ganz anderen Rolle als sonst. Ich war viel kleiner. Ich wusste ja nicht, wie geschickt oder ungeschickt dieses Tier ist. Ich bin zwar nicht auf der Speiseliste der Glattwale, aber trotzdem liefert man sich einem Tier dieser Größe in so einem Moment ja aus. Ich bin die Schnecke im Wasser verglichen mit so einem Meeressäuger. Ich kann mich nicht schnell genug zurückziehen. Es gibt auch *gar keinen Ort*, an den ich mich zurückziehen könnte. Das heißt, es ist ein Akt der Hingabe. Das Gefühl war wie bei einem Fallschirmsprung – samt Loslassen, Darauf-Einlassen und einem unglaublichen Vertrauensvorschuss auf die soziale Sensibilität des Tieres. Aber ich muss sagen: In dem Moment, in dem ich merkte, es geht alles gut, dieses Sieben-Meter-Walbaby behandelt mich ganz achtsam – so wie unsereiner, der ein Meer-

schweinchen in die Hand nimmt –, da fand ich's vor allem toll. Diese Vorsicht zu spüren! Diese Feinheit für ein anderes Wesen einer anderen Art. Ich war begeistert.

In solchen Augenblicken merkt man erst, wie unglaublich abwertend Begriffe wie »Wildnis« oder »wild« in unserer Kultur oft benutzt werden. Fast alles, was ich jemals hinsichtlich des Verhaltens von Tieren erlebte, ergab einen Sinn. Im selben Moment, in dem ich mir die Zeit nahm, sozusagen zu dolmetschen, ein Wildtier wirklich kennenzulernen, fiel dieser Aspekt, der bei uns so gerne gleichgesetzt wird – nämlich »wild ist gleich unberechenbar« –, einfach weg. Im Grunde muss man nur beobachten. Daraus wächst ein Gespür, eine verfeinerte Wahrnehmung. Und heraus kommt ein achtsamer Umgang. Verhaltensweisen setzen sich in Wirklichkeit aus aneinandergereihten Verhaltensfragmenten zusammen: Die Körperhaltung ändert sich, es gibt Geräusche, die man hören kann oder vielleicht auch nicht; bei Landtieren wackeln womöglich die Ohren in besonderer Weise. Es gibt immer eine *Verhaltenskette*. In ihr kündigt sich der nächste Schritt dadurch an, dass er mit den vorher empfangenen Signalen korrespondiert und sich daraus formt. Das kann für menschliches Zeitempfinden sehr langsam oder blitzschnell passieren. Dabei ist es auch wichtig zu wissen, dass sozialaktive Tiere eine unterschiedliche Tagesform haben. Sie haben Zeiten, zu denen sie sozial interessiert sind; sie haben Zeiten, zu denen sie hungrig sind; und sie haben Zeiten, in denen sie ihre Ruhe brauchen und Abstand wollen, ob von ihresgleichen oder von anderen Arten. Das ist nicht anders als bei uns.

Und dazu passte auch das Verhalten der Walmmutter damals in Patagonien. Ich hatte in meiner Begeisterung gar

nicht mehr an sie gedacht. Irgendwann fällt mir ein: »Äh, wo ist sie denn?«, dreh mich um und sehe diese riesige schwarze Wand hinter mir. Allerdings völlig ruhig. Ich hatte kein unangenehmes Gefühl im Nacken oder so. Sie war einfach nur präsent, als Wand vorhanden. Wenn ich das Kalb in Aufregung versetzt hätte, wäre sie sofort zur Stelle gewesen. Aber so – ich hatte den Eindruck, sie merkt, dass das Kalb Spaß hat, und war froh, mal ne Viertelstunde Ruhe zu haben.

Eine Viertelstunde – länger dauerte das Ganze nicht. Aber mir kam diese Zeit unglaublich lange vor. Vor allem die, in der das Kalb und ich dieses Rutschspiel miteinander veranstaltet hatten. Nachher, an der Aufnahme, konnte ich sehen, dass das nur ne Minute gedauert hatte. Aber diese Minute zog sich für mich ewig hin, fast schon märchenhaft. Auf so ein Erlebnis hatte ich als Jugendlicher nicht mal zu hoffen gewagt. Ich wollte ein solches Tier einfach mal in echt sehen. Aber derartig Kontakt aufzunehmen ...! Danach dachte ich: »Wenn das möglich ist, dann geht alles im Leben.« Gerade in der Begegnung mit Tieren.

Herr Dreifuß

*Berichtet von Marie Mannschatz aus Wulfsdorf bei Hamburg,
nacherzählt vom Autor*

Das Ganze spielt in der Schweiz. Im Berner Oberland. Oberhalb eines hoch gelegenen kleinen Dorfes. Dort, noch ein bisschen höher gelegen als das Dorf, hat eine Freundin von mir – sie heißt Carla – ein Haus an einem Abhang, von dem aus man weit über das Tal blicken kann. Ein sehr schönes, kleines, mehrstöckiges Haus aus den Fünfzigerjahren. »Chalet« nennen die Schweizer das.

Direkt nebendran beginnt eine Art Wildnis. Da ist Wald; wo man aber nicht so gut wandern kann, weil es sehr steil ist. Deswegen ist da oben – außer dass natürlich viele Tiere unterwegs sind – auch absolut tote Hose. Vor allem im Winter liegt da nur hoher Schnee, und Carla hat damit zu tun, überhaupt runter ins Dorf zu kommen und sich ihre Sachen zu holen.

Am Rand des Grundstücks – vielleicht fünfzehn Meter vom Haus entfernt, also noch in Sichtweite – gibt es einen Komposthaufen. Eines Winters, vor acht oder neun Jahren, fiel Carla auf, dass sich dort immer ein Tier anschlich, um sich etwas zu essen zu holen. Jeden Tag. Soweit ich mich erinnere, fiel ihr das auch nur deswegen auf, weil sie Blutspuren im Schnee fand. Irgendwann sah sie, dass es eine Katze war. Und diese Katze war verletzt. Sie konnte den Hinterlauf nicht mehr bewegen, weil sie dort eine offene Wunde hatte. Kann sein, dass sie in eine Falle geraten war oder ein

anderes Tier sie angegriffen hatte; und im Winter heilte das eben nicht.

Dazu muss man wissen, dass Carla eine besonders knorrige alte Schweizerin ist – und eine absolute Katzennärrin. Sie hatte zu diesem Zeitpunkt schon drei Katzen in ihrem Haus leben – und hielt nun öfter Ausschau nach der verletzten Katze. Die war aber total scheu, weil sie ja in dieser Wildnis lebte.

Carla versuchte deshalb, sie durch Füttern näher ans Haus ranzukriegen und sie überhaupt weniger schreckhaft zu machen – dass sie nicht sofort weglief, wenn sie sie sah. Was immer besser klappte. Bis Carla schließlich bemerkte, dass die Wunde wirklich sehr groß war. Weshalb sie sich entschied: »Ich bringe die jetzt zum Tierarzt. Das geht so nicht mit der. Das heilt nicht.«

Sie warf also eine Decke über die Katze und schaffte sie zur Tierärztin im Dorf, die erst mal eine Riesenoperation vornehmen musste und ihr das unterste Glied des rechten Hinterlaufs amputierte. Die Katze hatte dann nur noch drei Beine und war so richtig gehbehindert. Ich meine mich auch zu erinnern, dass sie »Herr Dreifuß« hieß. Die haben alle ganz komische Namen bei ihr, die Katzen.

Diese Operation kostete tausend Schweizer Franken. Und diese tausend Schweizer Franken wurden von Carla bezahlt. Und nicht nur das, sondern sie bekam, weil es eine so große Operation war, von der Tierärztin die Auflage, dass sie die Katze erst mal in einem Zimmer halten musste, wo sie nicht weglaufen konnte. Und dass sie ihr regelmäßig Antibiotika geben und sie überhaupt versorgen musste.

Der einzige Ort, an dem Carla das machen konnte, war aber in ihrem Schlafzimmer. Von da an hockten die beiden

Nacht für Nacht beisammen. Die Katze konnte auch nicht im Haus rumlaufen, denn da waren ja noch die anderen Katzen.

Die nächsten drei Wochen waren eine mühselige und schwierige Zeit – für beide Seiten. Eine echte Herausforderung. Die Katze war sehr unruhig und schreckhaft. Aber mit der Zeit gewöhnte sie sich an Carla und wollte, als diese schwierige Zeit vorüber war, auch gar nicht mehr weglaufen. Sie kriegte ihren eigenen Futternapf, genau wie die anderen Katzen, und kam dann jeden Tag, blieb in der Nähe des Hauses und wurde mehr und mehr zu Carlas Katze.

Nun sprach sich diese Hingabe, die Carla da zeigte, natürlich herum. Als ich das nächste Mal zu Besuch da war – ich bin da seit vielen Jahren immer wieder –, erzählten mir schon die Leute im Dorf: »Stell dir vor, die Carla, die hat so viel Geld für eine wilde Katze ausgegeben, um die heilen zu lassen«; davon wurde schon voller Respekt gesprochen. Und es war auch klar, dass sie das nicht etwa deswegen getan hatte, weil das eine besonders hübsche Katze gewesen wäre. Sie ist ganz normal getigert – ein kleines weißes Lätzchen hat sie –, aber sonst ist sie eher eine etwas dicke, wild aussehende Katze. Wirklich nicht sonderlich schön. Keine, bei der man denken würde: »Ach, wie süß!«

Diese ganze Vorgeschichte musste ich erzählen für das, was jetzt kommt: Carla fliegt nämlich des Öfteren für längere Zeit nach Australien. Vier, sechs Wochen. Manchmal zwei Monate. Aber die Katzen können währenddessen natürlich rein und raus. Sie haben eine Katzenklappe – und jeden Tag kommen Leute aus dem Dorf, die sie versorgen und ihnen Futter hinstellen.

Das war also alles passiert. Carla war in Australien ge-

wesen, die Leute aus dem Dorf hatten die Katzen gefüttert – und zwei Monate später kam ich mit ihr zusammen zurück ins Haus, um da ein paar Tage zu verbringen. Es war wahrscheinlich am frühen Abend, denn es war schon nicht mehr allzu hell.

Und wir gehen da rein – Carla hat unten ein wunderschönes, großes Wohnzimmer mit einem großen Panoramafenster, von dem aus man weit über das Tal blicken kann –, und in diesem Moment, als die Katze, diese ehemals fremde Katze, Carla zu Gesicht bekam, flippte sie total aus. Sie schrie, jaulte und sprang auf ihren drei Beinen dermaßen hoch – das konnte man gar nicht glauben. Aus dem Stand heraus federte sie immerzu hoch. Katapultierte sich richtiggehend in die Luft! Ich konnte es gar nicht fassen. Wie macht man das? Wie macht Katze das? Bis auf Brusthöhe sprang sie hoch. In Riesensätzen. Das war fast wie im Comic. Wo sie diese Sprungkraft hernahm! Und dazu machte sie ganz laute Geräusche – die ich noch nie von einer Katze gehört hatte; und sprang sie immer wieder an und lief um sie rum und konnte sich überhaupt nicht beruhigen. Sie verhielt sich so, wie man das von einem Hund vielleicht gerade noch erwarten würde. Aber für eine Katze war das ein völlig ungewöhnliches, extremes Freudeverhalten. Ich hatte früher selbst Katzen und kenne viele Leute, die welche haben, aber ich habe noch nie gesehen, dass eine Katze sich derartig freut und in Begeisterung gerät.

Das ging etwa zwei Stunden lang – immerzu –, dass sie immer wieder in dieses Freudengeschrei ausbrach. Fast wie indianisches Freudengeheul. Es fehlte nur noch, dass sie zu sprechen angefangen hätte. Es wäre für mich an dieser Stelle gar nicht mehr verwunderlich gewesen, wenn sie auf

einmal angefangen hätte zu erzählen, wie's denn so war in den zurückliegenden zwei Monaten, wie sehr sie Carla vermisst hatte.

Irgendwann gingen wir ins Bett und ließen die Katze unten im Haus, weil das natürlich störend war – diese lauten Töne. Aber das war dann fast das Beeindruckendste für mich: Sie gab da unten die ganze Nacht über Laute von sich – man konnte nicht mal mehr sagen, dass sie gejault hätte; das war kein Jaulen mehr –, es waren Laute, die ich nie einer Katze hätte zuordnen können. So ungewöhnlich waren die. Man merkte einfach nur: Sie ist absolut, völlig aus dem Häuschen – und kriegt sich gar nicht mehr ein.

Es dauerte dann noch mal vierundzwanzig Stunden – auch am nächsten Tag noch –, bis sie kapiert hatte: »Sie ist jetzt wieder da. Ich kann mich beruhigen.« Und das war für mich auch das Wesentliche an dieser Geschichte: diese extreme Freude und Bindung bei dieser Katze zu sehen; das ureigene Wesen dieses Tieres, in jenem Moment im Wohnzimmer, so deutlich zu erleben. Das war fast schon archaisch – und hob für mich die Grenze zwischen Mensch und Tier auf.

Aber wenn du mit Carla sprechen würdest – die würde das wahrscheinlich in wenigen Sätzen erzählen. Wir unterhielten uns natürlich hinterher darüber, und sie spielte das, für mein Gefühl, alles ein bisschen herunter. Als ob es in ihr gar nicht so viel ausgelöst hätte. Ich für meinen Teil war ja völlig geplättet von dieser Erfahrung! Und sie nahm das mit einer ganz anderen Ruhe und Gelassenheit hin. So ungefähr: »Na ja, die hat sich halt gefreut, die Katze.«

Ein langer Abschied

Erzählt von Jens Westphalen, Hamburg

Mein Kollege Thoralf Groschwitz und ich drehen für das NDR-Fernsehen und arte eine zweiteilige Naturdokumentation über Elefanten in Botswana. Das Projekt dauert mehr als zwei Jahre – und inzwischen haben wir zwei mehrmonatige Drehreisen hinter uns. Die letzte führte uns in den Chobe-Nationalpark im Norden von Botswana. Dort gibt es derzeit die höchste Elefantendichte in ganz Afrika, mit teilweise bis zu vierhundert Tieren, die sich an einem Ort versammeln.

Während der Dreharbeiten leben wir mitten im Busch. Normalerweise ist das Campen und Fahren im Nationalpark nur eingeschränkt erlaubt, aber wir haben natürlich eine besondere Genehmigung, mit der wir sowohl zelten als auch abseits der Wege fahren dürfen; wir dürfen nachts fahren ... Und wenn wir dann in der Dunkelheit unser Camp aufschlagen und ein Feuerchen machen, kommen auf einmal Giraffen, Antilopen – Löwen schleichen herum. Nachts im Schlafsack hörst du die Verdauungsgeräusche der Elefanten. Die gehen und stehen nämlich zwei Meter neben dem Zelt.

Eines Tages waren wir mit einem Boot auf dem Chobe-Fluss unterwegs. Eigentlich, um große Elefantenherden auf einer Insel zu filmen: Sedudu Island. Auf einmal sahen wir ein großes Tier, das halb eingesunken im Uferschlamm lag. Und im Näherkommen merkten wir, dass es ein Elefantenbulle war, der nicht mehr aufstehen konnte.

Wir landeten an, ziemlich nah, so etwa zwanzig Meter von ihm entfernt, und sahen, dass er eine schlimme, großflächige Wunde am Knie hatte, die eiterte. Wahrscheinlich war der ganze Körper schon voller Bakterien; auf jeden Fall war es eine Riesenentzündung. Er hob immer den Kopf und wälzte sich da herum. Es war jämmerlich, jämmerlich anzusehen.

Nun ist es in einem Nationalpark aber nicht erlaubt, in die Natur einzugreifen. Außerdem waren die Park-Ranger bereits informiert. Wir konnten also nichts anderes tun, als dazuhocken und zu warten. Wobei wir davon ausgingen, dass der Elefant bestimmt bald sterben würde; dass zum Beispiel ein Löwenrudel kommen würde, um ihm den Garaus zu machen. Löwen fressen ja öfter Elefanten, insbesondere, wenn diese verletzt oder geschwächt sind. Sie fressen auch die Kadaver. Aber dann passierte den ganzen Tag nichts – außer, dass sich dieses Tier da quälte. Als die Dunkelheit anbrach, war er immer noch am Leben.

Am nächsten Tag fuhren wir also wieder hin – und er lebte immer noch. Es wurde also *noch* trauriger. Wir hofften nach wie vor, dass bald Löwen kommen würden. Es kamen aber keine. Stattdessen kamen andauernd Elefanten – von denen einige völlig achtlos an diesem sterbenden Elefanten vorbeigingen (das waren einmal drei Tiere und einmal ein einzelner Bulle), aber die weitaus größere Zahl hielt bei ihm an und verbrachte viel Zeit mit ihm. Und das war sehr, sehr anrührend. Eine Gruppe kam sogar zwei Mal. Zumindest glaube ich, dass es dieselbe Gruppe war.

Und vor allem bei dieser Gruppe schien es, als würden sie dieses Tier kennen, persönlich kennen, und auch, als wären sie fassungslos. Als würden sie das alles nicht ver-

stehen. Oder anders: als *wollten* sie's nicht verstehen. Sie versuchten immer wieder, ihn aufzurichten. Davon gibt es bewegende Bilder. Elefanten haben ja unglaubliche Kraft. Aber sie gingen ganz zart und einfühlsam mit ihm um, berührten ihn mit ihren Rüsseln. Einzelne Tiere versuchten, ihm – wiederum mit den Rüsseln – hochzuhelfen oder seinen Rüssel anzuheben. Der sterbende Bulle war inzwischen so schwach, dass sein Rüssel oft im Wasser lag, und auch sein Mund. Er hatte deshalb große Schwierigkeiten zu atmen. Und in diesem Zusammenhang hatte ich mehr und mehr den Eindruck, dass die anderen sich in die Lage ihres Artgenossen hineinversetzen konnten. Das war das eigentlich Anrührende und Faszinierende. Sie waren offensichtlich mitfühlend und wirkten – das ist jetzt meine menschliche Interpretation –, als wollten sie sein Schicksal beeinflussen und etwas tun, um sein Sterben zu verhindern. Und sie blieben dann jeweils mehr als eine Stunde bei ihm.

In solchen Situationen fragt man sich natürlich schon, inwiefern diese Tiere reflektieren können. Wusste der sterbende Elefant, was ihm bevorstand? Manchmal, vor allem, wenn er alleine war, hatte er so richtig angstaufgerissene Augen. Und wenn dann die anderen kamen, hob er, soweit es noch ging, sofort seinen Rüssel und versuchte, sie zu berühren. Ich finde es auch hier wieder schwierig, menschliche Attribute zu verwenden oder das Verhalten nach menschlichem Ermessen zu interpretieren. Aber ich hatte den Eindruck, dass er dankbar war oder dass er sich umsorgt fühlte. Auf jeden Fall, dass er auf die anderen Tiere reagierte und dass er ihre Anteilnahme zu schätzen wusste.

All diese Beobachtungen und auch die Gedanken, die ich mir machte, ließen es mit der Zeit immer schwerer wer-

den, diesen Todeskampf mit anzusehen. Der Bulle wehrte sich mit aller Macht gegen sein Schicksal, versuchte immer wieder aufzustehen, drehte sich dabei aber mehr oder weniger nur im Kreis. Das war das, was mich am meisten berührte: zu sehen, wie lange das dauerte; wie sich das weiter und weiter hinzog. Dieses Sterben. Das wurde zum echten Gewissenskonflikt. Wir hätten ihn so gerne erlöst. Aber wir waren nur Zuschauer. Das war nicht gut. Weil wir tatenlos zusehen mussten. Und als der Tag zu Ende ging und er immer noch lebte, hofften wir natürlich, dass er in *dieser* Nacht sterben würde. Oder dass ihn endlich die Löwen holen würden.

Am nächsten Tag fuhren wir wieder hin. Und er lebte immer noch! Er wurde jetzt aber rapide schwächer. Inzwischen hatte er auch, vor allem am Rüssel und an den Füßen, so eine Art Waschfrauenhaut. Als wenn er ewig in der Badewanne gelegen hätte. Die Haut war ganz aufgeweicht und ausgebleichen, ganz schrumpelig. Wobei sich dieses Nicht-sterben-Können wahrscheinlich gerade deswegen so lange hinzog, weil er halb im Wasser lag. Wenn er auf Land gelegen hätte, wäre er schon längst verdurstet gewesen. Es war Trockenzeit und tagsüber unglaublich heiß, weit über vierzig Grad. Aber dadurch, dass er im kühlenden Schlamm lag – sich womöglich sogar bis dorthin geschleppt hatte, um sich Linderung zu verschaffen –, verlängerte er sein Elend im Grunde nur.

Und auch an diesem Tag – dem dritten – gingen die Besuche der Elefanten weiter. Wobei nun wirklich alle in den jeweiligen Gruppen beteiligt waren. Selbst die jungen Tiere. Man merkte, dass offenbar die Trauernden, oder wie immer man diese anderen Elefanten nennen will, ganz un-

terschiedliche Charaktere waren. Die ganz unterschiedlich, also verschieden zartfühlend, mit ihm umgingen. Die *mehr* oder *weniger* Interesse hatten. Das war ebenfalls noch etwas, was mich faszinierte: die unterschiedlichen Reaktionen der anderen Elefanten auf dieses sterbende Tier und diese offenkundige Empathie von einigen.

Und am nächsten Tag war es dann endlich vorbei. Als wir frühmorgens wiederkamen, schwelten noch die letzten Reste eines Feuers, und ein paar Wildhüter standen herum. Sie hatten ihn nachts getötet, aus dem Schlamm gezogen und mit dicken Hölzern angezündet. Letzteres wohl vor allem, weil Anthrax, Milzbrand, im südlichen Afrika ein großes Thema ist. Das kann ja ganze Tierherden dahinraffen. Obwohl es bei diesem Elefanten ja offensichtlich *kein* Milzbrand war, aber vielleicht wollten sie sichergehen; ich weiß es nicht. Ein Grund war bestimmt auch, dass sie das Elfenbein verbrennen wollten, damit Wilderer keine Geschäfte machen können.

Mutige Angsthasen

Erzählt von Roland Gockel, Berlin

Einmal durfte ich für einen Film über Feldhasen die Kameraarbeit machen. Und man hat ja so seine Klischeevorstellung vom Hasen: der Angsthase; der Hase, der irgendwo rumsitzt und vor sich hinmümmelt, der vielleicht auch ein bisschen einfach gestrickt ist und der folglich schnell langweilig wird.

Nun sorgten aber die Hasen, die wir beobachteten und filmten, für einige Überraschungen. Natürlich ging ich davon aus: »Okay, das ist ein Fluchttier, also brauche ich eine lange Zoomlinse, um ihn zu filmen.« Bei diesen langen Supertelelinsen ist es aber oft so, dass man – ähnlich wie man das vom Fernglas kennt – einen gewissen Mindestabstand braucht, um das Tier überhaupt scharf zu kriegen. Da gab es mal ne Situation, in der ich auf dem Ackerboden lag – nicht besonders gut getarnt – und mit der Kamera und dem Tele einen Hasen im Visier hatte und froh war, dass ich ihn so gut erwische. Aber auf einmal kommt er immer näher! Und ich sehe auch so richtig im Tele, dass er mich wittert und wahrnimmt. Er kommt näher und näher. Bis er sich innerhalb der Mindestdistanz von 2,7 Metern befindet und ich ihn gar nicht mehr scharf kriegen *kann*. Und leckt sich da seine Pfoten. Sehr, sehr selbstbewusst. Genau wissend, dass er, wenn ich aufspringen würde, der weitaus Flinkere von uns beiden wäre. Dass er, als schnellstes heimisches Wildtier, so richtig Gas geben könnte und ich nicht.

Ein andermal hatte ich ne Situation, dass ich im Frühjahr – also zu einer Zeit, in der sich die Hasen, einfach als Paarungsspiel, oft gegenseitig jagen – auch wieder mit der Kamera mit ihnen mitschwenke, wie sie da wild übers Feld rennen. Wirklich kreuz und quer. Plötzlich macht der erste Hase an einer Straße eine Vollbremsung, sodass ich meinen Schwenk vergeige. Der Hase kuckt links, kuckt rechts und läuft dann über die Straße. Gefolgt von den anderen. Er ist sich völlig gewahr: »Hier ist ne Straße. Ich muss kucken, ob da irgendwas fährt.« Er hat's völlig im Griff.

Ein paar Tage später warte ich ebenfalls wieder auf Hasen, und es ist eine Weihe in der Luft – also ein durchaus kräftiger Greifvogel. Und dieser Greifvogel hat einen Junghasen ausgemacht. Er stößt herunter, packt ihn von oben an Oberkörper und Nacken und trägt ihn davon. Nun ist der Junghase aber nicht mehr *ganz* klein. Er ist fast schon zu groß für den Vogel, der sich so ein bisschen hochquält. Vielleicht hat er ihn auch nicht gut erwischt; er würde gern noch mal in Ruhe runtergehen, noch mal zupacken oder ihn zuerst tothacken. Aber dazu ließen es die anderen Hasen nicht kommen. In dem Moment, als der Vogel mit dem Hasen in den Fängen auffliegt, rennen fünf andere Hasen aus verschiedenen Richtungen heran. Und zwar definitiv nicht nur Elterntiere. Und die verfolgen nun diese Weihe – die einfach nicht an Höhe gewinnt – derart, dass sie so langsam nervös wird. Hasen können auf offenem Feld siebzig Stundenkilometer erreichen. Und damit rasen sie jetzt hinter diesem Greifvogel her. Immer hinter und unter ihm. Bleiben so richtig dran, bis ihm schließlich alles zu viel wird und er den Hasen fallen lässt und seine Beute aufgibt.

Was aus dem Hasen wurde, konnte ich mit dem Tele

nicht mehr sehen. Ich denke mal, dass er davongekommen ist. Aber was ich irre fand, war, dass Hasen, die man ja sonst nur als Einzelgänger kennt, sich auf einmal zu einem Verband zusammenfinden, sich überhaupt nicht um ihre eigene Haut kümmern, sondern eine gemeinsame Verteidigungsschiene auffahren und diesem Greifvogel richtig Stress machen. So viel zum Thema Angsthase.